



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Korpsstudententum. (1. Aus dem Süden.) Im 51. Hest der Grenzboten vorigen Jahres wurde die Entgegnung eines „bittern militärischen Kämpfers“ in der „Täglichen Rundschau“ auf die Aufsätze über das gezierte Wesen in der heutigen Studentenwelt kurz berührt. Jene Entgegnung verdient aber aus verschiedenen Gründen noch eine etwas genauere Betrachtung. Der Einsender beklagt sich darüber, daß ganz wie zu Anfang der sechziger Jahre der Leutnant als Zielscheibe für Witzbolde benutzt und als geziert, fade, blasirt und dergleichen hingestellt werde. Diese Klage ist aber nicht unbegründet. „Witzbolde“ mit der Feder und mit dem Bleistift stellen sich in der That vielfach an, als ob wir zwischen 1815 und 1848 lebten und die Langeweile des Garnisonlebens den jungen Offizier zum anmaßlichen, gekensthaften Pflastertreter machte. Bekanntlich muß aber heute im Militär so ernsthaft und anhaltend gearbeitet werden, wie in irgend einem andern Beruf, und wenn es dessenungeachtet Exemplare der geschilderten Gattung giebt, so fehlt es an Seitenstücken dazu auch in ganz andern Gesellschaftskreisen durchaus nicht. Was aber allgemeine Bildung betrifft, so ist es wohl sehr fraglich, wo die Durchschnittsklinie höher zu ziehen wäre, bei den Offizieren oder bei den Malern und Genossen, die ihre satirische Laune an jenen auslassen. In diesem Punkte sollten wir uns ein Beispiel an andern Nationen nehmen, die nie vergessen, welche Bedeutung die bewaffnete Macht des Landes hat und welche Achtung sie ihr schulden. Am allerwenigsten sind derartige Hänseleien das geeignete Mittel, um der Überhebung zu begegnen.

Von Überhebung giebt leider der Militär in der „Täglichen Rundschau“ gleich eine Probe, indem er die Bemerkungen in den Grenzboten über den Einfluß des Reserveoffizierthums als Angriffe auf das Offizierthum überhaupt rügt, also mit den oben gekennzeichneten Ausfällen eines abgestandnen Liberalismus zusammenwirft, und ferner unter allerlei bösen Seitenhieben auf das einstige „urwüchsige Germanentum“ u. dergl. mehr es als einen erfreulichen Fortschritt ansieht, daß die Studenten sich die „Hüter der guten Sitte,“ die Offiziere, zu Vorbildern nehmen. Das heißt doch das Kind mit dem Bade verschütten und dem Vorurteil frische Nahrung geben. Das Standesbewußtsein des Offiziers und eigne Verkehrsformen als berechtigt anerkennen ist noch etwas andres, als diese Formen der ganzen gebildeten Bevölkerung als Muster geben. Das wäre so wenig wünschenswert, wie allgemeine Uniformierung, Verpflanzung der „Liebesmahle“ ins Bürgerliche u. a. m. Und so richtig es ist, daß die Einigung Deutschlands nicht durch Turner und Säger herbeigeführt worden ist, die Stählung und Übung der Kräfte auf den Turn- und Fechtplätzen sind in den Kriegen nicht unnütz gewesen. Vor allem keine Übertreibung! Es giebt eine Mittelstraße zwischen Renommisterei und Ziererei. Ein etwas ungebundnes Wesen konnte man der studirenden Jugend umso eher gönnen, als sie das Bewußtsein nicht verlor, nach der frühlichen Burschenzeit ins Philistertum einrücken zu müssen, d. h. andern Sterblichen gleichgestellt zu werden. Anders aber ist das Verhältnis, wenn dem Studenten die Vorstellung eingeflüßt wird, die Angehörigkeit zu einer Verbindung erwerbe ihm dauernd eine bevorzugte Stellung, und er müsse dieser gerecht werden durch das Nachahmen von Manieren und Ansprüchen eines Standes, von dem eine gewisse Exklusivität nicht zu trennen ist. Die Mitschuld der Eltern ist schon neulich angedeutet worden. So erwähnte unlängst ein Herr, wie kostspielig das — Studium seines Sohnes sei, der einer

vornehmen Verbindung an einer vornehmen Universität angehört. Auf Reisen könne er „natürlich“ nur die erste Klasse benutzen u. s. w. „Ein Student und erste Klasse?“ fragte ich erstaunt, mich erinnernd, daß ich erst in höhern Jahren und zwar in fremden Ländern das Innere von Eisenbahnwagen erster Klasse kennen gelernt habe. „Ja wohl, das ist er seinen Farben schuldig.“ Ich verstand diesen Zusammenhang nicht, erhielt aber auch keine Aufklärung. Es sei einmal so, der Korpsstudent, der seine Farben trägt, könne nur in der ersten Klasse fahren. Ist das nicht die verkehrte Welt? Der Professor macht vielleicht seinen Ausflug mit Weib und Kindern ganz vergnügt in der dritten Klasse, aber junge Leute, die noch nichts sind, sondern erst etwas werden wollen, wahrscheinlich noch nie einen Pfennig selbst erworben haben und noch lange aus der väterlichen Tasche werden leben müssen, sind es „ihrem Stande“ schuldig, einen solchen Luxus zu treiben! Kann man sich da wundern, wenn Korpsstudenten durch Ziehen an der Notleine einen Schnellzug zum Stehen bringen, und dem bestürzt herbeieilenden Schaffner herablassend den Strafbetrag einhändigen? Das ist kein Witz, kein Akt, sondern eine Prozenart, die früher auf deutschen Hochschulen, wenn sie sich hervorwagen wollte, kräftig geduckt wurde. Und ein Prozentum züchten die „Herren Eltern,“ die für solchen Unfug die Mittel gewähren — vielleicht sich selbst Entbehrungen auferlegend. Man hüte sich ja, einen Gegensatz zwischen Studirten und Nichtstudirten zu schaffen, wie er einst zwischen Militär und Zivil bestand, das könnte sehr schlechte Früchte tragen.

* * *

(2. Aus Breslau.) Was in dem Artikel „Reserveoffiziere und Studenten“ in Nr. 50 der Grenzboten über das Treiben der heutigen Korpsstudenten mitgeteilt wird, entspricht genau den Erfahrungen, die ich (selbst alter Korpsstudent) in letzter Zeit gemacht habe. Verschiedne junge Leute sah ich in Korps eintreten in der ausgesprochenen Absicht, durch die alten Herren nicht nur Karriere zu machen, sondern auch durch deren reichliche Beiträge sich Annehmlichkeiten zu verschaffen, die der eigne Wechsel nicht hergab. Einer dieser jungen Leute, der Sohn eines sehr kleinen Beamten, erwiderte auf die Frage: wie er denn mit seinen geringen Mitteln den Aufwand beim Korps bestreiten wolle? — Das bezahlen die alten Herren! Aber nicht nur die Juristen beteiligen sich an dieser unnobeln Streberei. Ein Mediziner, der Fuchs bei einem Korps geworden war, sprach die Hoffnung aus, daß er dadurch dereinst ein Kreisphysikat erlangen würde.

An dergleichen haben wir, die wir vor mehreren Jahrzehnten Korpsstudenten wurden, allerdings nicht im entferntesten gedacht. Hat es doch auch früher niemand für möglich gehalten, daß Leute wie die oben beschriebnen andern vorgezogen werden könnten!

Eine Jubelausgabe von Bürgers Gedichten. Vor wenigen Wochen ist im Grotischen (oder, wie er sich selber nennt, Grote'schen) Verlage in Berlin eine zweibändige Ausgabe von Bürgers Gedichten erschienen, die zunächst durch ihre äußere Erscheinung das Auge fesselt: sie ist mit einer etwas altertümlichen Schrift — derselben, mit der das im Verlage dieser Blätter erschienene Lieberbuch „Als der Großvater die Großmutter nahm“ gedruckt ist — auf geripptes Papier gedruckt, mit einigen Lichtkupferdrucken, Nachbildungen alter Radirungen, geschmückt und in Pergamentpapier broschirt, also in jeder Beziehung das, was man eine Liebhaberausgabe nennt, eine vornehme Liebhaberausgabe; sie nimmt aber auch litterargeschichtlich eine besondere Stellung ein, denn sie ist die erste wirklich voll-

ständige Ausgabe von Bürgers Gedichten. Der Herausgeber ist Eduard Grisebach, in den Kreisen der Bücherfreunde wohlbekannt durch poetische Gaben wie durch litterargeschichtliche Arbeiten, die sich alle auch durch ihre Ausstattung auszeichnen.*)

Bürger selbst hat zwei Gesamtausgaben seiner Gedichte besorgt, eine 1778, die andre 1789, beide im Verlage von Dieterich in Göttingen. Die erste enthält 66, die zweite 144 Gedichte. Von beiden Ausgaben giebt es natürlich Nachdrucke. Der unvermutet schnelle Absatz der zweiten Ausgabe bewog den Dichter, bereits im Herbst 1789 eine dritte Ausgabe anzukündigen, die eine Prachtausgabe werden sollte. Zwar sind schon die beiden ersten mit Kupfern von Chodowiccki u. a., die zweite auch mit einem Porträt des Dichters, einem Ziertitel und Bignetten geschmückt; die dritte aber sollte „ohne alles Anhängsel von Vor- und Nachreden, in zwei Bänden Medianoktav auf schönem, geglättetem Schweizerpapier, ja, wenn der Erfolg dieser Ansage gut ausfallen sollte, selbst auf papier velin, mit schöner lateinischer Didotscher Schrift, mit einer solchen Auswahl, Politur und Korrektheit des Textes und mit solchen Kupferverzierungen — nicht Belastungen — zum Frontispice“ gedruckt werden, daß „hoffentlich über Mangel und Unvollkommenheit keine Unzufriedenheit entstehen“ würde. Der Preis war auf 5 Thaler festgesetzt, nach heutigem Geldwert mindestens das Vierfache. Obwohl sich nun über 200 Subskribenten fanden, kamen doch die Vorbereitungen ins Stocken, und Bürger erlebte schließlich die Ausföhrung nicht (er starb den 8. Juni 1794). Noch kurz vor seinem Ende hatte er den Wunsch angedeutet, daß sich Voie möchte zur Versorgung der Ausgabe bereit finden lassen, der Verlagsbuchhändler Dieterich aber ließ sich durch Karl Reinhard, der damals in Göttingen als Dozent lebte und sich auch als Dichter einen Namen gemacht hat (das bekannte, ehemals vielgesungene „Jahre kommen, Jahre schwinden“ ist z. B. von ihm), bestimmen, ihn, Reinhard, mit der Herausgabe zu betrauen, und so erschien denn die Prachtausgabe***) in zwei Großoktavbänden, mit lateinischer Schrift gedruckt und mit Kupferstichen und Bignetten von Kiepenhausen nach Zeichnungen Fiorillos geschmückt, 1796 bei Dieterich, zu dem Preise von — 7½ Thalern!

Bürger wäre über diesen Herausgeber und seine Leistung wahrscheinlich nicht erbaut gewesen. Er urteilte sehr geringschätzig über Reinhard. Als sich Reinhard Ostern 1792 in Göttingen als Privatdozent niedergelassen hatte, schrieb Bürger an August Wilhelm Schlegel, es sei „ein gewisser Doctor aestheticus namens Karl Reinhard hier angezogen,“ der ihm „die ästhetischen und stilistischen Brotkrumen auf der daran so ergiebigen Georgia Augusta vor dem Maule wegzuschnappen“ gedenke. „Ich habe ihm aber einen höchst malitösen Streich gespielt und eines seiner Leiermaßlieder unmittelbar neben meine Heloise im Musenalmanach abdrucken lassen.“ Seines Herausgeberamtes hatte Reinhard mit großer Willkür gewaltet. Seine Ausgabe enthält nur 131 Gedichte; diese Zahl aber war dadurch entstanden, daß Reinhard aus der Ausgabe von 1789 37 Stücke weggelassen und dafür 24, die erst nach 1789 entstanden und größtenteils von Bürger im Musenalmanach

*) G. A. Bürgers sämtliche Gedichte, herausgegeben von Eduard Grisebach. Zwei Bände. Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1889.

**) Grisebach nennt sie eine „posthume.“ Wollen wir uns denn im neuen deutschen Reiche nicht endlich von solchen Bispfen frei machen? Ganz abgesehen von der unantiken, mittelalterlichen Orthographie posthumus (statt postumus), bei der man sicher sein kann, daß jeder, der sie braucht, sich einbildet, das Wort käme her von post und humus (nach der Beerdigung!).

veröffentlicht worden waren, hinzugefügt hatte. Die Auswahl war sehr willkürlich getroffen; die meisten Gedichte hatte Reinhard, wie er in der Vorrede sagt, auf den Rat von „Freunden von Geschmack“ (Bürgers und seiner eignen Freunde) weggelassen und nach dem Grundsatz, nichts aufzunehmen, „was etwa bloß lokales oder temporelles Interesse oder nur persönliche Beziehungen, was nicht absoluten Wert hätte.“ Er hatte aber auch die Anordnung, die Bürger den Gedichten gegeben hatte, verändert und statt dessen ohne genügende Kenntnis eine chronologische durchzuführen versucht und war endlich auch sehr willkürlich mit den Texten umgesprungen: nur 59 Gedichte hatte er unangeroührt gelassen, alle ändern, mit Benutzung von Bürgers Nachlaß, zum Teil in sehr bedenklicher Weise verändert. Dennoch hat diese Ausgabe Reinhard's länger als zwei Menschenalter hindurch die Grundlage aller Ausgaben der Gedichte Bürgers gebildet, auch solcher, die mit wissenschaftlichem Anspruch auftraten.

Griesebach selbst ist der erste gewesen, der schon vor sechzehn Jahren in der zweibändigen Ausgabe von Bürgers Werken, die er bei Grote in Berlin herausgab, mit dieser Überlieferung brach und wieder auf den Text und die Anordnung von 1789 zurückging. Noch strenger führte dies dann A. Sauer in seiner bei Spemann erschienenen Ausgabe von Bürgers Gedichten durch. Die vorliegende neue Ausgabe überbietet aber wiederum die von Sauer, ganz abgesehen von ihrem äußern Gewande, das, wie gesagt, für Liebhaberkreise berechnet ist, durch größte Treue in der Wiedergabe der Texte und eine bisher nirgends gebotenen Vollständigkeit.

Die Ausgabe besteht aus zwei Bänden. Der erste enthält einen buchstäblich getreuen Abdruck der Ausgabe von 1789, ist darum auch als „Hundertjahr-Zubelausgabe“ bezeichnet. Der zweite bringt — in drei Abteilungen gruppiert — die „nachgelassenen“ Gedichte Bürgers in einer Vollständigkeit, wie sie bisher nirgends zu finden gewesen sind: in der ersten Abteilung 21 Gedichte, die Bürger vor 1789 veröffentlicht, aber in die Ausgabe von 1789 nicht mit aufgenommen hat, in der zweiten 57 von 1789 bis 1794 veröffentlichte Gedichte, in der dritten 60 Gedichte aus Bürgers handschriftlichem Nachlaß, darunter viele, die noch in keiner Ausgabe von Bürgers Gedichten stehen. Für diesen letzten Abschnitt war es Griesebach vergönnt, eine bisher allen Forschern verborgen gebliebene Handschrift Bürgers in der königlichen Bibliothek in Berlin zu verwerten. Außerdem enthält der erste Band am Schluß ein Verzeichnis aller Veränderungen und Verbesserungen, die der Dichter in der dritten Ausgabe seiner Gedichte zu geben beabsichtigte, der zweite Band am Schluß eine ebenso wichtige, ja noch wichtigere, höchst dankenswerte Zugabe: ein „bibliographisches Register,“ worin von allen Gedichten aus beiden Bänden der erste Druck, die Entstehungszeit, der Anlaß, die persönlichen Beziehungen nachgewiesen und sonstige Erläuterungen gegeben sind. Endlich sind die Ausgaben mit zwei Bildnissen Bürgers (nach Fiorillo und Niepenhausen) und der Nachbildung einer Radirung von Chodowiecki und einigen Signetten aus der Ausgabe von 1789 geschmückt.

Hiermit glauben wir alle Vorzüge der neuen Ausgabe so erschöpfend dargelegt zu haben, daß es einer besondern Empfehlung wohl nicht mehr bedarf. Es bleibt uns nur noch übrig, den Wunsch hinzuzufügen, daß der Herausgeber und die Verlagsbuchhandlung ihr Unternehmen durch recht rege Teilnahme in den Kreisen wohlhabender Bücherfreunde belohnt sehen. Für Bibliotheken und Litterarhistoriker werden die vorliegenden zwei Bände in Zukunft die eigentlich klassische Ausgabe von Bürgers Gedichten bilden.